

Katrin Kusmierz, David Plüss, Angela Berlis (Hg.)

**Sagt doch einfach, was Sache ist!**

**T V Z**



Katrin Kusmierz, David Plüss, Angela Berlis (Hg.)

**Sagt doch einfach, was Sache ist!**

Sprache im Gottesdienst

**T V Z**

Theologischer Verlag Zürich

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, der Reformierten Kirche des Kantons Zürich sowie des Fonds für ökumenische und historische Theologie der Fontes-Stiftung.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung  
Simone Ackermann, Zürich

Druck  
CPI books Druck, Leck

ISBN 978-3-290-18293-9 (Print)  
ISBN 978-3-290-18295-3 (E-Book: PDF)

© 2022 Theologischer Verlag Zürich  
[www.tvz-verlag.ch](http://www.tvz-verlag.ch)

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografischen und audiovisuellen Wiedergabe, der elektronischen Erfassung sowie der Übersetzung, bleiben vorbehalten.

# Inhalt

Editorial 7

*David Plüss und Katrin Kusmierz*  
Genauer, ehrlicher, sachlicher (Einleitung) 9

## **Konturen liturgischer Sprache**

*David Plüss*  
«Simple, fresh, relevant, not too doctrinal in tone or unreal in expression»: Kriterien liturgischer Sprache 21

*Peter Spichtig*  
Die Räume einer alten Villa bewohnen. Reflexionen zu Sprachspielen römisch-katholischer Liturgietradition 35

*Stefan Schweyer*  
Informell – engagiert – eindeutig. Sprache in freikirchlichen Gottesdiensten 57

*Alexander Deeg*  
How to celebrate God with words? Fragestellungen zur Sprache im Gottesdienst 75

## **Wirkkräfte liturgischer Sprache**

*Christoph Weber-Berg*  
Reformation als Reformulierung des Glaubens  
Erneuerung der Kirche als Erneuerung ihrer Sprachfähigkeit 93

*Hildegund Keul*  
Können Wunden eine glückhafte Wendung nehmen?  
Zur Verwandlungskraft liturgischer Sprache 107

## **Variationen liturgischer Sprache**

*Susanne Oberholzer*  
«Alle Dinge ooni Usnaam sind möglich dem, der glaubt».  
Dialekt und Hochdeutsch in Deutschschweizer Kirchen 125

<i>Anne Gidion</i>	
Das Schwere leicht gesagt. Leichte Sprache in der Liturgie	153
<i>Mathias Kissel</i>	
«Im Friede faren.» Das Nunc Dimittis in der Übersetzung Martin Luthers als sprachliches und theologisches Kunstwerk	163
<b>Konturen der Predigtsprache</b>	
<i>Franziska Loretan</i>	
Was hat die Predigt mit dem Leben zu tun? Von der Relevanz der Predigt	189
<i>Katrin Kusmierz</i>	
«Weil Bilder und Figuren lenger im Gedechtnus bleiben.» Zur Bildhaftigkeit von Predigtsprache	211
<i>Magdalene L. Frettlöh</i>	
Olfaktorisch predigen – oder: Ostern mit Worten zum Duften bringen. Im Gespräch mit einer Osterpredigt Friedrich-Wilhelm Marquardts	231
<i>Manuel Joachim Amstutz, Laura Klingenberg, Dominik von Allmen- Mäder, Evelyne Zinsstag</i>	
Wer wird hier eigentlich auferweckt? Mit Karl Barth vom «Wie» zum «Was» der Predigt	257
Autorinnen und Autoren	273

## Editorial

Der vorliegende Band versammelt Vorträge einer Fachtagung mit dem Titel: «Sagt doch einfach, was Sache ist! Die Suche nach einer neuen Sprache im Gottesdienst». Sie fand am 2. und 3. November 2018 an der Universität Bern statt und wurde vom Kompetenzzentrum Liturgik der Theologischen Fakultät gemeinsam mit dem Bereich Theologie der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn geplant und durchgeführt. Ziel war die Erörterung einer neuen, einer erneuerten und zeitgemässen Sprache im Gottesdienst, in den Gebeten und in der Predigt. Angeregt wurden wir durch Erik Flügges Buch über den «Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt» (München 2016).

Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die ihre Beiträge für die Drucklegung überarbeitet und zur Verfügung gestellt haben. Vor allen Dingen danken wir für ihre Geduld. Das Erscheinen wurde durch äussere Faktoren über Gebühr verzögert.

Wir danken allen Institutionen und Stiftungen, die sich ausgesprochen grosszügig an den Tagungs- und Druckkosten beteiligt haben. Es sind dies die Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Aargau, die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, die Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich, die Stiftung für ökumenische und historische Theologie und die Theologische Fakultät der Universität Bern.

Wir danken Matthias Kissel für sein kritisch-wohlwollendes und genaues Gegenlesen einiger Beiträge sowie Lisa Briner und Bigna Hauser für die wie immer hoch kompetente Betreuung der Drucklegung (samt Lektorat!) von Seiten des Theologischen Verlags Zürich.

David Plüss, Katrin Kusmierz und Angela Berlis





## Genauer, ehrlicher, sachlicher: eine Einleitung

David Plüss und Katrin Kusmierz

Angesprochen auf seinen Werdegang als Schriftsteller, meinte der Berner Dichter-Pfarrer Kurt Marti 1971: «Die in der Kirche übliche Sprache» befriedige ihn «je länger, desto weniger». Darum versuche er, für sich «eine Sprache zu finden, die genauer, ehrlicher, sachlicher sein sollte. Das löste die literarische Aktivität aus.»<sup>1</sup> Die in vielen Gottesdiensten verwendete Sprache taxierte Marti einerseits als ungenau, unehrlich und unsachgemäss, andererseits als «traditionell» und «objektivierend».<sup>2</sup> Das Unbehagen an der herkömmlichen Kirchen- und Gottesdienstsprache führte ihn zur kritischen Auseinandersetzung mit derselben und zum eigenen Schreiben. Martis Analyse und Einschätzung scheinen uns auch fünfzig Jahre nach dem Interview mit Werner Bucher, aus dem die genannten Zitate stammen, zutreffend.<sup>3</sup> Wir teilen sein Unbehagen. Damit sei keine pauschale Kritik an der sprachlichen Qualität von Predigten und Gebeten gemeint. Das wäre ungerecht und falsch. Wir sind überzeugt, dass dieses Unbehagen eine notwendige Grundkonstante zeitgenössischen religiösen Redens ist und sein muss. Es ist eine Triebfeder, um immer wieder im Kontext neuer gesellschaftlicher Gemengelagen nach «guter» Sprache zu suchen. Anders als Marti lassen wir uns dadurch nicht zur Schriftstellerei, aber zu erneuter Analyse und Kritik motivieren. Die in diesem Band versammelten Beiträge stellen unterschiedliche Anläufe und Versuche dar, den Gründen für das Unbehagen auf die Spur zu kommen, sie begrifflich zu fassen und zu ergründen und aus der Analyse Funken zu schlagen für eine Sprache des Glaubens, die genauer, ehrlicher und sachlicher ist, die sowohl kirchennahe als auch kirchenferne Menschen verstehen, die berührt und verändert, die anregt und aufregt, die tröstet und befreit.

Am Anfang unserer Unternehmung, die erst zu einer Fachtagung und schliesslich zu dieser Publikation führte, stand nicht Kurt Marti,

---

1 Kurt Marti: Red' und Antwort. Rechenschaft im Gespräch, Stuttgart 1988, 19.

2 A. a. O., 18.

3 Werner Bucher (1938–2019) war ein Schweizer Schriftsteller, Herausgeber und Verleger.

sondern Erik Flügge, genauer: sein Blog und das Büchlein über den «Jargon der Betroffenheit».<sup>4</sup> Mit dem Untertitel: «Warum die Kirche an ihrer Sprache verreckt» hat Flügge absichtlich provoziert und viel Resonanz ausgelöst, begeisterte Zustimmung und entgeisterte Schelte. Flügge bringt das von Marti mit Zurückhaltung und Takt angesprochene Unbehagen unmissverständlich und zugespitzt auf den Punkt – und trifft damit den Nerv, auch und gerade bei denen, die täglich oder gelegentlich mit der Aufgabe befasst sind, eine angemessene, verständliche und prägnante Sprache zu finden für das, was Menschen unbedingt angeht und ihnen «Trost» gibt «im Leben und im Sterben»<sup>5</sup>.

Wir haben Erik Flügge eingeladen und ihn als anregenden Redner und aufmerksamen Gesprächspartner erlebt, der selbst praktiziert, was er von Kirchenleuten einfordert, der eine unverstaubte und zupackende Sprache spricht und nebst provokativen Zuspitzungen genau, ehrlich und sachlich argumentiert. Dass der frei gehaltene Vortrag für diese Publikation nicht verschriftlicht werden konnte, ist bedauerlich, aber gut zu verkraften, weil die zentralen Thesen Flügges bereits vielfach publiziert und gut bekannt sind.

Sprache ist ein zentrales Medium menschlicher Kommunikation im Allgemeinen und in religiöser Kommunikation im Besonderen. Dies gilt für protestantische Kirchen in besonderer Weise. Es gilt ebenso für katholische und orthodoxe Kirchen und deren Liturgien, auch wenn Ritualen und den damit verbundenen Körpern und Rollen, Räumen und Klängen, Bildern und Gewändern eine weit grössere Bedeutung zukommt als im Protestantismus. Allerdings ist zwischen dem *Gotteswort*, das die Kirche begründet, und der in Predigt und Liturgie verwendeten *Sprache* kategorial zu unterscheiden, auch wenn sie aufeinander verweisen und miteinander verbunden sind. Wenn Martin Luther von der *viva vox evangelii*, von der lebendigen Stimme des Evangeliums, spricht, dann verbindet er mit dieser theologischen Formel die je konkrete Stimme des Predigers auf der Kanzel oder des Liturgen, der die Gemeinde liturgisch grüsst, mit dem Evangelium als dem grundsätzlich unverfügbaren Gotteswort. Dieses erhält und belebt die Kirche in Luthers Verständnis. Die Kirche ist – nach protestantischer Überzeugung – *creatura verbi*, Geschöpf des Wortes Gottes, und nicht Effekt kunstvoller Rhetorik. Aber es sind immer menschliche

---

4 Erik Flügge, *Jargon der Betroffenheit. Warum die Kirche an ihrer Sprache verreckt*, München 2016.

5 So die 1. Frage des Heidelberger Katechismus.

Worte, es ist eine genaue, ehrliche und sachliche oder eine formelhafte, traditionelle und scheinbar objektive Sprache, in der das göttliche Wort laut (oder verstellt) wird – neben anderen Formen der Verkündigung durch Klänge und Gesänge, Räume und Rituale. Das Leben schaffende Gotteswort verbindet sich – so die Hoffnung und Voraussetzung der Glaubenden – immer wieder und in grundlegender Weise mit menschlicher Sprache und menschlichem Sprechen. Die Differenz und der Zusammenhang zwischen beiden sind immer wieder zu erinnern und in konkreten Sprachformen und Sprechakten zu erwägen.

Das Unbehagen an der in Kirche und Gottesdienst verwendeten Sprache ist nicht neu, sondern so alt wie diese selbst. Dieses Unbehagen hat verschiedene Gründe, die hier nicht umfassend ausgeführt und erörtert werden können. Zentrale Gründe werden in den folgenden Beiträgen vertieft erörtert. Ich beschränke mich in dieser Einleitung auf Andeutungen und Hinweise. An erster Stelle ist die *Differenz zwischen Menschenwort und Gotteswort* zu nennen. Die Gottesrede im christlichen Gottesdienst stellt eine Aporie dar, eine unmögliche Möglichkeit, wie Karl Barth pointiert: «Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können wissen und eben damit Gott die Ehre geben.»<sup>6</sup> Jedes Reden im Gottesdienst, das diese Aporie überspielt und so tut, als erginge in der eigenen Predigt oder im vor- oder freiformulierten Gebet die Stimme Gottes, ist unsachlich und unehrlich, anmassend und manipulativ.

Hinzu kommt die *Wandelbarkeit der Sprache*. Sprache verändert sich immerzu. Die Aufmerksamkeit für die Veränderungen der Bedeutung eines Begriffs oder einer Metapher, für das Leer- und Unverständlichwerden geprägter Wendungen und für das Auftauchen neuer Sprachbilder und Sprechweisen ist unabdingbar für all jene, die täglich in professioneller Weise mit Sprache umgehen. Kritik und Reflexion der Sprache der Kirche und des Gottesdienstes können darum nie abreißen. Die Sprache in religiösen Kontexten und Vollzügen bedarf des kontinuierlichen Nachdenkens, bedarf der Dauerreflexion. Diese Wandelbarkeit steht in Spannung zur Tendenz religiöser und ritueller Sprache, Ausdrücke, Wendungen und Metaphern zu konservieren, sie als sakrosankt zu taxieren und zu versiegeln.

Eine weitere Spannung besteht zwischen den im Gottesdienst verwendeten Texten der Bibel, alten Gesängen aus dem Mittelalter oder

—

6 Karl Barth, *Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie*, 1922.

der Reformationszeit und der zeitgemässen Alltagssprache. Diese Spannung zeichnet jeden Gottesdienst aus und lässt ihn zu einer hermeneutisch herausfordernden Unternehmung werden. Denn biblische und traditionsgebundene Sprache lässt sich im Gottesdienst nicht vermeiden. Im Gegenteil: Ohne die Fundamente dieser uralten Sprachspiele und Sprachbilder würde jedes Sprechen im Gottesdienst bodenlos und erfolgte wie im luftleeren Raum. Diese Spannung ist für den Gottesdienst konstitutiv und unaufhebbar. Die Fremdheit traditioneller Sprache erweist sich als ambivalent: Sie kann das Verständnis erschweren oder verbauen; ihre Relevanz im Kontext heutiger Sprach- und Denkformen ist nicht per se evident. Sie kann durch ihre Fremdheit aber auch anregen und eingefahrene Denkgewohnheiten irritieren. Die Vertrautheit mit Bibeltexten, Gebeten und Gesängen kann Menschen bergen und ihnen eine verlässliche Heimat bieten. Erstaunlicherweise verlieren zentrale Metaphern biblischer Texte auch dann nicht an Assoziationskraft, wenn sie aus einem antiken und agrarischen Kulturkreis stammen, der von dem unseren denkbar weit entfernt ist. Die rezeptionsästhetische Produktivität alter Sprachformen ist immer wieder erstaunlich.

Damit sind wesentliche Grundspannungen und Ambivalenzen der Sprache im Gottesdienst genannt. Die folgenden Beiträge bewegen sich in diesen Grundspannungen, setzen sie voraus oder bearbeiten sie, halten sie in der Waage oder positionieren sich.

Im *ersten Teil* finden sich vier grundlegende, einführende und orientierende Beiträge zur Bedeutung der Sprache in gottesdienstlichen Vollzügen aus unterschiedlichen konfessionellen Perspektiven:

Der reformierte Theologe *David Plüss* eröffnet den Band mit einem Beitrag, in dem er zunächst die Eigentümlichkeiten liturgischer und homiletischer Sprache beschreibt. Davon ausgehend und in kritischer Auseinandersetzung mit Erik Flügge und dem *Book of Common Order* der Reformierten Kirche Schottlands benennt und diskutiert er grundlegende Kriterien liturgischer Sprache und liturgischen Sprechens. Der Bezug auf den reformierten Gottesdienst der Deutschschweiz wird im Beitrag deutlich, die vorgestellten Kriterien sind aber nicht auf diesen beschränkt.

Anders geht der Dominikaner und Liturgiewissenschaftler *Peter Spichtig* zu Werke. Er vergleicht die Sprache der römisch-katholischen Liturgie mit einer alten Villa, zu der ihre Bewohner ein ambivalentes Verhältnis entwickelt haben. Denn sie ist nicht nur schön und vertraut, sondern wirkt zuweilen verstaubt und schwerfällig. Aber der Schein trügt. Spichtig gelingt es, die Eigentümlichkeit, den Charme und das

sprachliche, rituelle und theologische Niveau der Eucharistiefeier plausibel herauszustellen. Er versteht sie als eine Liturgie für Geübte, deren sprachliche Substanz – mit Ausnahme der Predigt und der Fürbitten – gerade nicht aktualisiert und nicht für möglichst viele Menschen zugänglich gemacht werden kann, ohne beträchtlich an Qualität und geistlich-theologischer Substanz zu verlieren.

Das liturgische und sprachliche Kontrastprogramm zur alten Villa der römischen Messe beschreibt der Praktische Theologe *Stefan Schweyer*, wenn er die Sprache eines freikirchlichen Gottesdienstes im Rahmen einer Fallstudie analysiert. Hier sind die durchgängige Anpassung an Alltagssprache und Alltagserfahrung, hier sind Niederschwelligkeit, sprecherische Spontaneität und Wortwitz Programm. Der Gottesdienst erscheint als eine medial aufwändig gestaltete Show mit Moderation und Band, Bühne und Publikum. Schweyer stellt eine gewisse Kundenlogik fest, die den untersuchten Gottesdienst prägt. Es wird deutlich: Freikirchliche Prediger «sagen, was Sache ist». Sie genügen den von Erik Flüge aufgestellten Kriterien verständlicher und authentischer Kirchensprache weitgehend. Schweyer benennt jedoch auch Stolpersteine und Gefahren freikirchlicher Gottesdienstsprache: die Selbstdarstellung der Moderatorin und des Predigers, eine überzogene Sprache der Nähe, Banalisierung und Manipulation. Insgesamt plädiert er aber für eine präzise Wahrnehmung und für die Wertschätzung der Eigenart freikirchlicher Gottesdienstsprache.

Einen ebenso grundlegenden, aber nochmals anders gearteten Zugang wählt der an der Universität Leipzig lehrende Lutheraner *Alexander Deeg*. Er wirft einen selbstkritischen Blick auf die gegenwärtige Predigt- und Gottesdienstsprache. Selbstkritisch ist sein Blick insofern, als er die von ihm und Martin Nicol entwickelte «dramaturgische Homiletik» und deren konkrete Auswirkung auf die aktuelle Predigtsprache miteinbezieht und die Grenzen poetischer Verknappungen, von Substantivierungen und harten Schnitten aufspürt. Selbstkritisch überschreitet er zudem das etablierte Dual von Predigt- und Gebetsprache, indem er für einen liturgischen Plural sprachlich-liturgischer Klangfarben plädiert. Die erwartbare und einschläfernde Monotonie der Kanzelsprache gilt es nach Deeg zu überwinden. Zudem wäre die Sprache und das Sprechen im Gottesdienst zu beziehen auf die «liturgische Haltung» und sorgfältig zu begrenzen durch die Stille.

Im *zweiten Teil* folgt ein systematisch-theologischer Zwischenschritt:

*Christoph Weber-Berg*, Präsident der Aargauer Kirche, spannt ein Koordinatennetz auf, um die Bedeutung religiöser Sprache in Kirche

und Gesellschaft lokalisieren und reflektieren, aber auch kritisieren und sachgemäss gestalten zu können. Er unterscheidet einerseits – im Anschluss an Aristoteles – drei Formen von Wahrheit: die empirische, die logische und die metaphysische; und andererseits drei Schichten von Religion: die kulturell-kontingente, die kirchlich-theologische und die Tiefenschicht. Wer immer in Kirche und Theologie mit Sprache umgeht, kann sich in diesem Koordinatensystem orientieren, um Bedeutung, Funktion und Status religiösen Redens in unserer Gegenwart zu ermessen. Der Charme dieser doppelten Trias ist ihr hohes Unterscheidungs- und Orientierungspotential im Alltag unübersichtlicher theologischer und religiöser Geltungsansprüche und Konflikte.

Die römisch-katholische Fundamentaltheologin *Hildegund Keul* interpretiert die etwas saloppe Aufforderung: «Sagt doch mal, was Sache ist!» in Bezug auf Missbräuche und Verletzungen in der Kirche der letzten Jahrzehnte – und den beschämenden Umgang damit: das Verschweigen und Relativieren. Die reiche und altherwürdige liturgische Sprache der römischen Messe sei, so Keul, für viele Menschen entleert. Sie erweise sich als ungewiss, schwach und verletzlich. Keul plädiert dafür, die Schwäche und Verletzlichkeit liturgischer Sprache als deren Chance und Stärke zu verstehen. Liturgische Sprache müsse wieder erschwinglich und zugänglich werden für Menschen, die Missbrauch erfahren haben. Keul spielt das Abendmahl Jesu mit seinen Jüngerinnen und Jüngern als Beispiel eines Schwellenrituals (V. Turner) ein, das Wunden heilen kann. Und sie sucht nach Worten und rituellen Wegen – Heilungs- und Segnungsfeiern –, die heute zu begehen wären.

Der *dritte Teil* fokussiert auf einzelne Praktiken der Gottesdienstsprache, auf deren konkrete Verwendung und Verständlichkeit, auf deren Musikalität und Liminalität:

Die Linguistin *Susanne Oberholzer* hat in einer umfangreichen empirischen Studie untersucht, wie Pfarrpersonen der Deutschschweiz mit der spezifischen Situation der Zweisprachigkeit «innerhalb der eigenen Sprache»<sup>7</sup> im Gottesdienst umgehen, wann und warum sie Dialekt sprechen und wann Hochdeutsch. Wesentliche Erkenntnisse ihrer Forschung präsentiert sie in ihrem Beitrag auf anschauliche Weise. Als

---

7 Hugo Loetscher, Für eine Literatur deutscher Ausdrucksweise. Nicht unpersonliche Ausführungen, in: Heiner Löffler (Hg.), Das Deutsch der Schweizer. Zur Sprach- und Literatursituation der Schweiz, Aarau/Frankfurt a. M./Salzburg 1986, 25–39, 28.

Linguistin rekonstruiert und analysiert sie die spezifischen Sprechpraktiken im Gottesdienst im Kontext des Deutschschweizer Bilinguismus und kontrastiert diese mit den verbalisierten Bewertungen der Mundart und der Schriftsprache. Interessanterweise korrespondieren Praxis und (meist stereotype) Bewertung nur teilweise.

Die lutherische Theologin und Pfarrerin *Anne Gidion* stellt in ihrem Beitrag das Konzept der «Leichten Sprache» vor und zeigt exemplarisch, wie dieses bei einer Taufe umgesetzt werden könnte. Sie macht deutlich, dass und in welcher Weise eine offensive Strategie semantischer Klärung und syntaktischer Vereinfachung an die Grundfeste liturgischer Sprachformen rührt und dazu nötigt, rituell verdichtete Sprechhandlungen auf deren Verständlichkeit hin abzuklopfen, verdichtete Formeln aufzuschneiden und scheinbar sakrosankte Wendungen in hermeneutischer Absicht zu verflüssigen. Sie situiert die Diskussion um die Leichte Sprache im Gottesdienst im Kontext der rezeptionsästhetischen Wende in der Homiletik und warnt vor einer Reduktion liturgischer Sprache auf die Funktion der Information.

Der Musiker und Theologe Mathias Kissel nimmt eine Tiefenbohrung vor und eröffnet der Leserin faszinierende Einblicke in die Tiefenschichten, Geheimnisse und komplexen Zusammenhänge traditioneller liturgischer Sprache. Er argumentiert im Referenzraum liturgischer Theologie. Er untersucht an neun Worten des Stundengebetes der Komplet, an der Eröffnung des *Nunc Dimittis*, übersetzt von Martin Luther, den Zusammenhang von Altem und Neuem Testament, von biblischem Original und Luthers Verdeutschung und Auslegung. Dabei arbeitet er in minutiöser Kleinarbeit die Musikalität der neuen Worte heraus, mithin den Zusammenklang von Form und Inhalt. Kissel gelingt es, die Worte in ihrer formalen, theologisch-inhaltlichen und liturgischen *Liminalität* herauszustellen: Worte an der Schwelle zwischen Tag und Nacht, zwischen Warten und Erfüllung, zwischen Gottes Heil und dem Zulassen des Menschen, zwischen Anamnese und Eschatologie. Die Worte fungieren als Gebet zudem auf der Schwelle zwischen Alltag und dem Geheimnis der Messe, zwischen dem Gebet des Einzelnen und dem Gebet der Kirche sowie zwischen Gegenwart (*nunc*) und Ewigkeit (*aeternum*).

Die Beiträge des *vierten und letzten Teil* nehmen die Sprache der Predigt in den Blick:

Die römisch-katholische Homiletikerin *Franziska Loretan* nimmt die harsche Predigtschelte auf, die Hanna Jacobs in der Wochenzeitung «Die Zeit» veröffentlichte und die zu vielfältigen Reaktionen führte. Lo-

retan erörtert die Berechtigung und die Grenzen der geäusserten Kritik, indem sie die aktuellen Kommunikationsbedingungen diskutiert und an Jesu Predigtpraxis Mass nimmt. Sie plädiert für ein Verständnis der Predigt als Fragment und flüchtige sprachliche Suchbewegung, als durch biblische Texte inspirierte und irritierte Rede, als dialogische und authentische Rede, in der sich die Predigerin zeigt. Die Relevanzfrage klärt sie im Gespräch mit journalistischen Prinzipien und mit Hinweisen auf die Kraft von Bildern und unverbrauchter Sprache, Emotionen und Erinnerungen zu wecken. Mit Kurt Marti und Hilde Domin weist sie hin auf die Bedeutung einer fragenden und zweifelnden Predigtsprache, die sowohl die poetische Verdichtung als auch die Alltagsnähe sucht. Zuletzt illustriert sie ihre Ausführungen mit einer Predigt von Birgit Mattausch, in der diese das Geheimnis und Wunder von Ostern poetisch verdichtet und rhythmisiert mit unserer Lebenswelt verknüpft, anregend und irritierend zugleich.

Die reformierte Praktische Theologin *Katrin Kusmierz* nimmt sich eines besonderen Aspektes bildhaften Redens in der Predigtsprache an. Metaphern und Sprachbilder prägen religiöse Sprache seit jeher – dennoch wurde ihre Wirkkraft mit der Dramaturgischen Homiletik neu betont und sprachgestalterisch in eigener Weise akzentuiert. Die Bildhaftigkeit von Predigtsprache bezieht sich dabei nicht nur auf einzelne Wendungen oder Motive der Predigt, sondern schliesst – in Referenz auf das bewegte Bild, auf den Film – die ganze Predigt mit ein. Was bedeutet es, die Predigt in diesem Sinne als Ganzes als eine bewegte Handlung zu verstehen, mit ihrer eigenen Dramaturgie, und Szenenfolge, mit verschiedenen Rollen und Personen? Kusmierz konkretisiert dies am Beispiel einer Predigt von Ferenc Herzig und arbeitet dabei verschiedene Merkmale bildhaften Redens heraus. Sie beschliesst ihren Beitrag mit einigen Überlegungen zur Frage nach dem Zusammenhang von Predigt und Fiktion.

Die Systematische Theologin *Magdalene Frettlöh* entwickelt anhand einer Osterpredigt des Berliner Systematikers Friedrich-Wilhelm Marquardt ihre Theorie einer olfaktorischen Homiletik mit eschatologischem Einschlag. Was sie ausführt – die synästhetischen und mitunter olfaktorischen Effekte der Predigtsprache – führt sie mit ihrer eigenen Sprache kunst- und lustvoll vor. Ihre Predigtanalyse stellt eine eingehende Erörterung, ein *close reading* der Predigt Marquardts dar, mit der es ihr gelingt, die vielen eingelagerten Motive, Bilder und theologischen Weichenstellungen ans Licht zu heben, sie zum Leuchte und Duften zu bringen. Im Zentrum von Predigt und Analyse stehen «der Duft vom Leben zum Leben anstelle des Geruchs des Todes zum



Tode». Marquardts Predigt-Sprache wird als eine herausgestellt, die getränkt und genährt ist sowohl von der Sprache der Bibel in ihren unterschiedlichen Schichten und Teilen, von der Sprache des Judentums und der Alltagssprache der Hörerenden. Trotz dieses dichten sprachlichen Geflechts oder aufgrund desselben erweist sich, so zeigt Frettlöh eindrücklich, Marquardts Predigt als Osterpredigt, die ganz ohne die bekannten, aber abgegriffenen Formeln der Auferstehungstheologie auskommt und gleichwohl oder gerade deshalb Hoffnung vermittelt.

Im letzten Beitrag des Bandes setzen sich die vier junge Theologinnen und Theologen *Manuel Joachim Amstutz*, *Laura Klingenberg*, *Dominik von Allmen-Mäder* und *Evelyne Zinsstag* mit der Form-Inhalt-Problematik gottesdienstlichen Sprechens auseinander. Sie gehen von Karl Barths Programm theologischer Sachlichkeit aus – bei Barth unter bewusster Absehung der Form- und Adressatenfrage – und prüfen dieses an Barths eigenem Beten und Predigen. Sie verdeutlichen dadurch einerseits – gegen und mit Barth – die Unmöglichkeit, die Frage der Sprache hintenan zu stellen, und zeigen, dass und in welcher Weise die Sachlichkeit des Evangeliums das jeweilige Sprechen und die damit Adressierten zu bestimmen habe. Die Relevanz der Predigt, so stellen sie heraus, wird nicht durch eine zeitmässe Sprache gerettet oder gesteigert, sondern ist vorausgesetzt, liegt in der «Sache» der Auferstehungsbotschaft selbst begründet, welche letztlich mit Luther in die Zwiesprache Christi mit seiner Gemeinde führen will (Torgauer Formel).